

klasse, aus denjenigen, die sich in der beruflichen Arbeit nicht bewähren, werden die ‚Arbeitertreiber‘, die ‚Arbeiterdiktatoren‘, ‚Vertrauensleute‘, und Parteisekretäre erzogen.

Das ist das traurige Bild unserer Knechtschaft. Hilfe dürfen wir von nirgends erhoffen. Die Hände unserer Unterdrücker reichen heute noch weit, bis in die freien westlichen Gewerkschaften hinein. Sie scheuen keine Anstrengung, um die Augen und Ohren der westlichen Arbeiter zu verschließen, damit diese unseren Hilferuf überhören, unsere wirkliche Lage übersehen.“

Kirche Deutschlands im Spiegel. In der bekannten Wochenschrift „Michael“ (Nr. 32 vom 6. August 1950) hat ein „französischer Seelsorger und Ordenspriester, der ein halbes Jahr zum Studium der religiösen Verhältnisse in Deutschland weilte“, seine Eindrücke auf Grund vieler Gespräche mit Priestern und Laien zusammengefaßt. Es ist immer anregend, zu hören, wie sich die eigene Lage im Auge eines Fremdbeobachters spiegelt. Dabei wird man, um die Kritik richtig zu würdigen, den anders gearteten Volkscharakter des Beobachters, seinen Standort als Ordensmann und die nicht allzulange Zeit der Beobachtung im Auge behalten. Nach Worten der Anerkennung für die gepflegten Kirchen und Kapellen, die großen Prozessionen und eindrucksvollen Gemeinschaftsgottesdienste, die er in Deutschland fand, fährt er fort: „Die Kirche in Deutschland ist zweifellos ein gut organisiertes Gefüge, aber meine anfängliche Bewunderung ist einer inneren Unruhe gewichen. Ich denke an das Evangelium und finde statt des von innen heraus wirkenden Sauerteiges manchmal eine Macht (oder den Anschein einer Macht?). Ich denke an die Seligpreisungen der Bergpredigt und finde sie zu wenig gelebt. Der Priester wird geehrt und geachtet, aber diese Ehrfurcht und diese Achtung bedrücken, weil sie zu sehr an die Haltung eines Kindes vor dem Schulmeister, eines Dieners vor seinem Herrn erinnern. Er ist gebildet und oft voller Eifer. Aber entfernt seine Bildung ihn nicht oft von den Armen und den Proletariern, und gleicht sein Eifer nicht oft dem eines guten Verwalters irdischer Güter? Er ist auf seine schöne, gepflegte Kirche stolz — gepflegt dank ausreichenden Personals. Aber bedenkt er beim Anblick der prunkvollen Maßgewänder und Altargeräte, der Glocken und der schönen Orgel, daß es vielleicht in seiner eigenen Pfarrei noch Leute ohne Obdach gibt, ja, daß Gemeinden in der Diaspora und in den Lagern der DP's ohne eigene, auch nur die kleinste Kapelle sind? Das Evangelium verlangt von uns, arm zu sein und nicht mächtig. Diese Botschaft richtet sich vor allem an die Christen des zwanzigsten Jahrhunderts. Wie kann man die Armen bekehren, wenn man nicht selber arm ist?

Ist das eine Anklage? Nein! Ich wiederhole nur, was viele Laien und Priester zu mir sagten. Sie meinen, in einem Engpaß zu stehen und suchen verwirrt einen Ausweg. Aber diese Aufgabe ist schwer, da sie alle Gefangene einer bestimmten Erziehung sind, Gefangene ihres Berufskreises und einer Organisation, die sie lähmt, die sie überhäuft mit komplizierter und erdrückender verwaltungstechnischer Arbeit. Wenn schon der Priester durch seine Erziehung vom Armen entfernt wird, so laufen die schönen Organisationen Gefahr, diese Kluft noch zu vertiefen. Der Arme, der an die Pforten der Kirche klopft, findet zu oft eine Verwaltung. Manchmal, nicht immer verständlicherweise, kann sein Wunsch erfüllt werden. Aber wo findet dieser Arme Gerechtigkeit und Liebe, wie kann eine Verwaltung seinen Durst stillen? Er möchte einen Bruder finden — und eine Sekretärin öffnet ihm die Türe ...

Viele Kirchen sind gefüllt, gewiß, aber es gibt Gebiete, die fast glaubenslos sind. Große Arbeitermassen entfernen sich von der Kirche. Eine erschütternde Menge von ‚Vagabunden‘ und vom Leben Ausgestoßener bleiben außerhalb jeder

religiösen Gemeinschaft. Große Scharen Jugendlicher erlebten nach dem Krieg mit der Vernichtung eines Regimes auch die Vernichtung ihres Glaubens. Sie erwarteten von der Kirche eine Botschaft, die sie retten sollte. Viele von ihnen haben mir gesagt, daß diese Botschaft sie nie erreichte.“

Ein Blick auf Frankreich. Wenn der eben zitierte Aufsatz die Frage stellt: „Sind wir Katholiken aller Länder, in Frankreich wie in Deutschland uns klar genug über die tatsächliche Lage der Welt, über ihre wirtschaftliche, soziale, religiöse Wirklichkeit?“, so zeigt der Bericht, den der Dominikanerpater Loew in der Zeitschrift „Masses Ouvrières“ (mitgeteilt in „Orientierung“ Nr. 14/15 vom 31. Juli 1950) über das Christentum bei den Hafenarbeitern von Marseille veröffentlicht hat, daß man in Frankreich auch die Lage im eigenen Lande kritisch zu sehen sucht. Wenn der Bericht auch über die religiösen Zustände im Proletariat für den Kenner der Verhältnisse (nicht nur in Frankreich) nichts wesentlich Neues sagt, so erklärt er doch das Bemühen um neue Seelsorgsmethoden, um dieser Welt von Un- und Aberglauben zu begegnen (vgl. im Maiheft unserer Zeitschrift S. 127—137: Missionarisches Frankreich).

Von hundert Arbeitern lehnen neunundneunzig den Glauben an einen Geistgott und an die Unsterblichkeit der Seele absolut ab. „Diese Feststellung gilt ganz allgemein. Etwa dreißig Prozent der Arbeiter geben zu, daß es ‚etwas über uns geben muß‘ (niemals heißt es jemand).“ Was sie sich vorstellen ist schwer zu sagen; es ist das „Geheimnis der Natur“. Die Leute wehren sich aber heftig, wenn man es Gott nennen will. Die meisten nehmen irgendeine geheime, keineswegs persönliche Kraft an; alles bleibt sehr verworren. Der übliche Einwand ist: „Hast du vielleicht den lieben Gott gesehen? Also!“ Auf keinen Fall betet man zu diesem Gott. Manche Leute verstehen unter Religion ganz einfach, Gutes tun. Auch jene, die glauben, sie hätten Religion, leben in Wahrheit nur in einem gewissen Aberglauben dahin. Für sie ist Gott ein Wesen, das man um Gesundheit, Arbeit, Glück in der Lotterie bittet; sobald aber ein Unglück geschieht, wirft man den Glauben über Bord. Außerhalb der kirchentreuen Familien glaubt kein Mensch an die Unsterblichkeit der Seele. Da hört man sofort: „Das werden Sie mich niemals glauben machen, daß mit dem Tod nicht alles aus ist.“

Wie der Geist, so existiert auch das Gewissen für diese Menschen nicht. Das einzige allgemein anerkannte Gesetz ist, daß man den „Forderungen der Natur“ nicht widerstehen kann, vor allem was die geschlechtliche Sittlichkeit betrifft. Man findet es ganz normal, daß ein Mann seiner Frau, wenn diese krank oder abwesend ist, nicht die Treue hält.

Die Zahl „praktizierender“ Christen schrumpft immer mehr zusammen. Die Jungen machen meist mit 14 oder 15 Jahren Schluß, die Mädchen, wenn sie heiraten. Die an den religiösen Gebräuchen festhalten, tun es ohne Überzeugung, ihre Lebenshaltung ist weitgehend heidnisch und unterscheidet sich kaum von den anderen. Wenn man die Kinder noch taufen läßt, so häufig aus einer Art Aberglauben, weil den Kleinen sonst „etwas fehlen würde“. Man bestellt die Taufe beim Geistlichen, wie man eine Ware im Laden einkauft. Auch die Erstkommunion ist nur Brauchtum; sie gibt Anlaß zu einem Familienfest. Die kirchliche Eheschließung behält man bei, „weil es bei uns immer so gemacht worden ist“. In Wirklichkeit glaubt der junge Mann gewöhnlich überhaupt nichts, und bei den jungen Mädchen geht es meist nicht über den heiligen Antonius von Padua hinaus. Die vorherige Beichte wird abgelehnt, man hält sie für eine Erfindung der neugierigen Geistlichen; geht man aber alle paar Jahre einmal in den Beichtstuhl, so sagt man selbstverständlich nur, was man gerade will. Auf das kirchliche Begräbnis legt man Wert, weil man doch nicht „wie ein Hund verscharrt werden will“. Alle diese